

Dr. Thomas Gesterkamp, Köln

**“Krise der Kerle” -
Männlicher Lebensstil und der Wandel der
Arbeitsgesellschaft”**

Vortrag auf der Fachtagung

“Der Europäische Sozialfonds - nur ein Spiegel geschlechtsspezifischer
Muster?”

Stuttgart, 2. Juni 2005

Guten Tag. Ich arbeite als Journalist in Köln für Zeitungen, Zeitschriften und Rundfunksender. Außerdem schreibe ich Bücher über Männer, genauer gesagt: über Männer und ihr Verhältnis zur Arbeit, über Männer zwischen Beruf und Familie. Im letzten Buch ging es um "die neue Balance von Arbeit und Liebe", also um das "Vereinbarkeitsproblem" - aber eben nicht aus Frauen-, sondern aus Männersicht. Die "Krise der Kerle", die dem heutigen Vortrag die Oberzeile geliefert hat, ist der popularisierte Titel meiner gerade erschienenen Dissertation über "Männliche Arbeits- und Lebensstile in der Informationsgesellschaft".

Angesichts der knappen Zeit will ich mich auf zwei Kernpunkte beschränken. Zum einen: Die Akteure der deutschen Arbeitsmarktpolitik - also die Initiatoren der Hartz-Gesetze, die Fachleute in den Wirtschaftsministerien, die Experten der politischen Parteien, aber auch viele Praktiker im Umfeld der Bundesagentur für Arbeit - sie alle denken und handeln weitgehend "geschlechtsblind". Sie ignorieren die Gender-Aspekte des Themas, und vor allem ignorieren sie den wichtigsten gesellschaftlichen Wandel seit der Industrialisierung: die steigende Erwerbsbeteiligung der Frauen und die Konsequenzen daraus für den Arbeitsmarkt.

Meine zweite These: Das simple Erklärungsschema "männliche Täter, weibliche Opfer" bedarf gerade für die Arbeitsmarktpolitik einer Überprüfung. In der Logik der traditionellen Gleichstellungspolitik ist es einfach, Frauen zu den Hauptverliererinnen von "Hartz IV" zu erklären und den Männern die Rolle der weniger Betroffenen - oder gar der Profiteure - zuzuweisen. Tatsächlich aber entwickelt sich Arbeitslosigkeit in wachsendem Umfang zu einem männlichen Problem. Das ist ein Gender-Blick auf das Thema, mit dem ich auf frauenpolitischen

Veranstaltungen manchmal auf Irritation und Abwehr stoße. Die "Krise der Kerle" ist eine Identitätskrise gerade der Industriearbeiter und zugleich der politischen Strukturen, die auf dem Mann als Hauptnährer beruhen. Dazu später mehr.

Zunächst zur "Geschlechtsblindheit" in der Arbeitsmarktpolitik. Politiker wie Journalisten halten diese für ein "hartes Thema" - im Gegensatz etwa zur "weichen" Frauen- und Familienpolitik. "Harte Themen" zeichnen sich dadurch aus, dass Männer sie ganz sachorientiert "in den Griff" bekommen wollen - wie die Lösung eines mathematischen Problems, ganz ohne "Gedöns" und ohne Berücksichtigung der leidigen Geschlechterfrage.

Wie passt dazu das folgende Zitat? "Eine Voraussetzung für das Erreichen eines hohen Beschäftigungsstandes und einer sich ständig verbessernden Beschäftigungsstruktur ist die Chancengleichheit von Frauen und Männern auf dem Arbeitsmarkt", hieß es im Bericht der Hartz-Kommission. Alle weiteren Schritte, so wörtlich, "müssen vor diesem Hintergrund detailliert überprüft werden, inwieweit sie dem Postulat der Gleichstellung Rechnung tragen bzw. direkt oder indirekt Benachteiligungen fortschreiben oder neue entstehen lassen." Bravo! Das ist doch praktiziertes "Gender Mainstreaming" in Reinkultur! Noch Fragen? Wo liegt dann das Problem?

Sie wissen es vermutlich aus eigener Erfahrung: Das Papier, auf dem das Wort "Gender Mainstreaming" steht, ist äußerst geduldig. Jeder Dorfbürgermeister schmückt sich mittlerweile mit diesem Etikett - nicht unbedingt, weil er geschlechterpolitisch besonders reflektiert ist, sondern weil sich auf diese Weise in Zeiten des eisernen Sparens so prima begründen lässt, dass seine Gemeinde auf eine eigene

Frauenbeauftragte getrost verzichten kann. Ist doch längst im
Mainstream angekommen, Bestandteil aller Ressorts!

Und bei Hartz? Zumindest die erste, im Sommer 2002 vorgelegte
Fassung der Empfehlungen dieses Gremiums verblüffte durch ein
äußerst traditionelles Rollenbild. Etwa im "Modul 1", das sich mit der so
genannten "familienfreundlichen Quickvermittlung" beschäftigt - Peter
Hartz liebt ja die blumigen Begriffe. Dort hieß es: "Jeden Montag
erhalten die Leiter des Arbeitsamtes und der Vorsitzende der
Bundesanstalt für Arbeit eine Liste der arbeitslosen Familienväter."
"Familienvater" - ein seltsam altmodisches Wort. Es impliziert
automatisch den Ernährer - das können Sie schon daran erkennen, dass
das Wort "Familienmutter" wenig Sinn macht. Ebenso wenig wie
umgekehrt der "berufstätige Vater". Nur Frauen fragen sich im Gespräch
vor dem Kindergartentor: "Sind Sie berufstätig?" Das würden sich
Männer nie fragen, denn die sind immer "berufstätig" - oder arbeitslos.

Zurück zum Modul 1 der Hartz-Kommission: Dass Mütter Wesentliches
zum Haushaltseinkommen beitragen könnten, dass es auch
alleinlebende und alleinerziehende Frauen gibt, lag offenbar jenseits des
Horizontes dieser Herrenrunde. Zu Tage trat - eher unabsichtlich, aber
gerade darum authentisch - die alte patriarchale Denkweise:
Erwerbslose Männer, die ihre Versorgerrolle nicht mehr ausfüllen
können, gelten als ein gesellschaftliches Problem ersten Ranges.
Erwerbslose Frauen hingegen sind kein so großes Problem - sie können
ja meist auf einen "Ernährer" zurückgreifen und einfach zu Hause
bleiben. So denkt Mann offenbar in der Hartz-Kommission. Immerhin
sorgte eine Art "Gender"-Prüfung durch die einzige Frau in dem 15-
köpfigen Zirkel, einer Gewerkschafterin von ver.di, für eine sprachliche
Korrektur. Nicht mehr "Familienväter" werden jetzt bevorzugt vermittelt -

so stand es dann in der Endfassung des Hartz-Berichtes - sondern "Arbeitslose, die besondere Verantwortung für abhängige betreuungsbedürftige Personen oder Familienangehörige tragen".

Das klingt politisch korrekt. Verbale Entgleisungen, die unterschwellig die Rezepte des Stammtisches propagieren, werden heute also durch das Instrument des "Gender Mainstreaming" aufgefangen! Interessant an der Geschichte des "Modul 1" ist aber weniger die sprachliche Verwandlung als der Subtext: das, was in der Regel nicht gesagt, sondern nur gedacht wird. Sehr schön hat das Wirtschaftsminister Wolfgang Clement in einem Interview der Frankfurter Allgemeine Zeitung demonstriert. Darin gab er sich gewohnt optimistisch über die Zukunft des Arbeitsmarktes in Deutschland. "Wir können die Arbeitslosenquote in einem Jahrzehnt halbieren", war das Gespräch überschrieben. Und an einer Stelle rutschte es raus, was der Vater von fünf Töchtern - mit "Familienmanagerin" zu Hause, selbstverständlich! - für den Kern des Problems hält. O-Ton Clement: "Wer genau hinschaut, der wird erkennen, daß die neuen Vermittlungs- und Zumutbarkeitsregelungen bewirken werden, daß wir uns auf die wirklichen Jobsucher konzentrieren können." Dann kommt, wen Herr Clement nicht zu den "wirklichen Jobsuchern" zählt - neben den "Komatösen", die ihm angeblich die Sozialämter untergeschoben haben. Zitat: "Einmal drastisch gesprochen: Die Ehefrauen gutverdienender Angestellter oder Beamter akzeptieren einen Mini-Job oder müssen aus der Arbeitsvermittlung ausscheiden."

Tja, da war "die Katze aus dem Sack", wie der Deutsche Frauenrat in einem offenen Brief an den Minister formulierte. So was sollte man lieber nicht öffentlich äußern als Mitglied einer Regierung, die sich offiziell das Prinzip des "Gender Mainstreaming" zu eigen gemacht hat! Clements

Bemerkung ist aber nur ein besonders verräterisches Beispiel für eine Sicht der Dinge, die in dem von Männerbündelei geprägten Politikbetrieb nach wie vor gang und gäbe ist. Der Kern dieser Denkweise besteht darin, das Thema "Arbeitsmarkt", ebenso wie andere Politikfelder, als geschlechtsneutrales Problem zu betrachten - also das genaue Gegenteil dessen, was das Prinzip "Gender Mainstreaming" fordert.

Die Massenarbeitslosigkeit in Deutschland von registriert fünf Millionen, einschließlich der so genannten "stillen Reserve" eher sieben Millionen Menschen, lässt sich ohne den Blick auf die Kategorie "Geschlecht" kaum verstehen. Verkürzt formuliert: Wir haben heute gar nicht weniger Arbeitsverhältnisse als zu den im Rückblick glorifizierten Zeiten der "Vollbeschäftigung". Geändert hat sich nicht das Angebot, sondern die Nachfrage nach Erwerbsarbeit. Die Zahl der nachfragenden Frauen ist deutlich gestiegen - gewachsene weibliche "Erwerbsneigung" nennen das die Wirtschaftswissenschaftler.

"Erwerbsneigung" ist ein Wort, das nach Hobby klingt, nach "Neigungsfächern" in der Schule, die man wählen, aber auch vernachlässigen kann. Ich halte es für keinen Zufall, dass männliche Experten diesen Begriff benutzen, wenn sie den Umgang von Frauen mit bezahlter Beschäftigung beschreiben wollen. Konservative Ökonomen wie Meinhard Miegel haben für Westdeutschland vorgerechnet, dass es rund drei Millionen Erwerbspersonen weniger gäbe, wenn die Gruppe der berufsorientierten Frauen seit den sechziger Jahren nicht deutlich gestiegen wäre. Eigentlich meinten sie damit: Würden die Mütter wie früher zu Hause bleiben, verschwänden rein statistisch zwei Drittel der Arbeitslosen.

Von solcher Stammtisch-Arithmetik distanzieren sich offiziell alle

Parteien. Die Parole "Frauen zurück an den Herd" gilt bei der Lösung der Arbeitsmarktkrise als nicht opportun. Doch indem die Politik die Kategorie "Geschlecht" weitgehend vermeidet, ignoriert sie den latent stets mitschwingenden Konflikt zwischen Männern und Frauen auf dem Arbeitsmarkt. Denn das männliche Normalarbeitsverhältnis ließ sich - und lässt sich zum Teil bis heute - nur realisieren, wenn Ehefrauen die private Fürsorgearbeit leisten und ganz oder zeitweise zu Hause bleiben. Als Nebeneffekt entlasten sie auf diese Weise auch noch die Statistik - das gilt gerade hier im konservativen Südwesten mit seinen niedrigen Arbeitslosenquoten!

Die Rezepte, die die Hartz-Gesetze offerieren, beruhen mithin auf unzureichenden Diagnosen - zumindest, was das Geschlechterverhältnis betrifft. Die alte "Vollbeschäftigung", die Wolfgang Clement und seine Mitstreiter als Ziel bemühen, war in der Vergangenheit stets eine Vollbeschäftigung für Männer. Vollzeitarbeit für beide Geschlechter aber hat es zumindest in Westdeutschland nie gegeben und wird es voraussichtlich auch künftig nicht geben.

Zum Syndrom der "geschlecht erpolitischen Blindheit" gehört, dass die Arbeitsmarktprobleme im öffentlichen Raum kaum nach Männern und Frauen differenziert betrachtet werden. Von "geschlechtersensibler Ermittlung von Zielgruppen" - darüber wird gleich Rene Leicht reden - kann zumindest auf bundespolitischer Ebene keine Rede sein. Immerhin wird in der Statistik, wenn man sie genau liest, nach Männern und Frauen differenziert. Und da ist es interessant, die Erwerbslosenquoten von Männern und Frauen in einem Zehn-Jahres-Zeitraum zu vergleichen. Heraus kommt ein brisantes Ergebnis: Die männliche Arbeitslosenquote ist von 1992 bis 2002 von 7,1 Prozent auf 11,3 Prozent gestiegen. Im gleichen Zeitraum ist die Quote der Frauen mit

10,3 Prozent - 1992 waren es 10,2 Prozent - nahezu konstant geblieben. Ich gebe zu, ich habe einen besonders drastischen Vergleich gewählt. Und der Korrektheit halber sei auch angemerkt, dass es sich bei den Zahlen um die registrierten Arbeitslosen handelt. Die überwiegend von Frauen gefüllte "stille Reserve" - also jener, die sich gar nicht erst arbeitslos melden - bleibt ebenso unberücksichtigt wie die Tatsache, dass die weibliche Beschäftigung stärker auf Teilzeitarbeit und geringfügiger Entlohnung basiert.

Selbstverständlich belegt der Blick in eine beliebige Führungsetage die fortbestehende männliche Vorherrschaft in den Spitzenpositionen von Wissenschaft, Technik und Industrie. Nach wie vor dominieren Männer die Erwerbsarbeit und bestimmen ihre Regeln. Der australische Männerforscher Robert Connell spricht vom "Macht-Mann" oder gar vom "globalisierten Mann" an der Spitze von Hierarchie und Einkommenspyramide. Dieser funktioniert als Leitbild für andere erwerbsorientierte Männer mit relativ guter Qualifikation, die sich erhoffen, so von der "patriarchalen Dividende", wie es Connell nennt, zu profitieren. Der entsprechende berufliche Habitus, charakterisiert durch Leistungsorientierung, überlange Arbeitszeiten und die Abgabe sämtlicher Fürsorgepflichten an Frauen, findet sich als vorherrschendes Muster in den männlichen Lebensstilen der Mittelschicht. Der stolze "Alleinverdiener" mag vom "Haupternährer" mit Teilzeit-Gattin abgelöst worden sein. Das Leitbild des "Breadwinners" und entscheidenden Geldbeschaffers hat aber weiterhin eine hohe Priorität.

Die Hegemonie von global agierenden Managern, Börsenspekulanten oder hochspezialisierten Programmierern verdeckt, dass andere Gruppen von Männern mit Rollenirritationen und sozialer Deklassierung konfrontiert sind. Statt fester Anstellung droht vor allem jungen

Berufseinsteigern, Migranten und gering Qualifizierten die lebenslange Probezeit. An die Stelle des klassischen männlichen Musters "Vollzeit ohne Unterbrechung bis zur Rente" tritt für sie eine von beruflichen Brüchen und Phasen der Erwerbslosigkeit geprägte Biografie. Die "Giroväter" - wie Dieter Schnack und ich sie in unserem Buch "Hauptsache Arbeit?" genannt haben - bekommen damit Probleme, ihrer Familie eine verlässliche Perspektiven zu sichern. Es macht keinen Sinn, einen Bausparvertrag zu bedienen, wenn Mann nur einen Zeitvertrag in der Tasche hat. Der Stolz der Ernährer ist vor allem in den unteren sozialen Schichten angeknackst; das Band der Treue zwischen paternalistischem Unternehmertum und fleißiger Belegschaft ist zerrissen. Angelernte Industriearbeiter sind die Hauptverlierer des Wandels zur Dienstleistungsgesellschaft.

Selbst in Ostdeutschland, einst eine Hochburg der erwerbslosen Frauen, sind inzwischen ebenso viele Männer ohne Job. "Starke Typen, aber keine Bräute", überschrieb "Geo" im letzten Jahr einen Bericht, der ehemalige Braunkohlearbeiter mit verrußten Gesichtern in der Ruine ihrer ehemaligen Fabrik abbildete und im Text eine Studie über die demografische Entwicklung in Deutschland vorstellte: Im sächsischen Hoyerswerda kommen auf 100 Männer im Alter von 18 bis 29 Jahre nur noch 83 Frauen, im Landkreis Uecker-Randow sind es gar nur 76. In Mecklenburg-Vorpommern liegen halb verlassene Dörfer, in denen fast nur noch Alte und männliche Alkoholiker leben. Junge Frauen kehren deutlich häufiger als junge Männer den strukturschwachen Regionen Ostdeutschlands den Rücken und bauen sich im Westen eine neue Existenz auf. Zurück bleiben, wie es der "Spiegel" despektierlich nannte, die "arbeitslosen Stadtdeppen ohne Chance auf Paarbeziehung".

Die Fabrikjobs haben einst schlecht ausgebildeten Männern ermöglicht,

vom aufmüpfigen Jugendlichen zum ehrbaren Familienvater aufzusteigen. Mit ihrer Hände Arbeit vermochten sie die hungrigen Mäuler zu Hause zu stopfen. Wer das nicht mehr bieten kann, hat in der Tat Schwierigkeiten, eine Partnerin zu finden. Von "Double losers" spricht der norwegische Männerforscher Oystein Holter. Das uralte Verfahren, die zornigen jungen Männer in der Ehe zu "zivilisieren", funktioniert nicht mehr. "Sie bleiben in einer Peter-Pan-Welt des gelegentlichen Sex und der Kriminalität stecken", überspitzt die britische Autorin Suzanne Franks. "Uneducated, unemployed, unmarried" - ohne Ausbildung, ohne Job, ohne Liebe, formuliert plakativ der Londoner "Economist", der schon in den neunziger Jahren Ärger mit den Männern ("The trouble with men") prognostizierte: Die einstigen Helden der Arbeit seien "Tomorrow's second sex", das zweitrangige Geschlecht von morgen.

Die Krise am Arbeitsmarkt ist also auch eine Krise der Männlichkeit, eine "Krise der Kerle". Die Basis, auf der Männer ihr Selbstbild aufgebaut haben, bröckelt; sozialer Abstieg und persönliche Verunsicherung sind die Folgen. Sozialarbeiter in den Brennpunkten des sozialen Wohnungsbaus berichten, dass es vor allem die arbeitslosen Männer sind, die ihnen Anlass zur Sorge geben. Diese kämen mit dem Leben ohne eine bezahlte Tätigkeit besonders schlecht zurecht. Sie ziehen sich vor den Bildschirm zurück und entwickeln sich zu "Virtuosen der Fernbedienung" - während sich die Frauen trotz ebenfalls fehlender Jobs immerhin weiter in gesellschaftliche Netzwerke einbinden lassen.

Die Privilegien der "Kerle" schwinden in der Arbeitsmarktpolitik, wie sich etwa bei der Frühverrentung zeigt: Vorruhestand und Altersteilzeit waren und sind Instrumente, die ganz überwiegend von männlichen Industriearbeitern genutzt werden. Gesellschaftlich ist der berühmte

“goldene Handschlag” auf Kosten der Sozialkassen längst nicht mehr so akzeptiert wie noch vor zehn Jahren. Und die rechtlichen Möglichkeiten, sich vor dem Erreichen der Altersgrenze ohne große Einbußen aus der Erwerbsarbeit zu verabschieden, werden nach und nach eingeschränkt

Auch beim Thema Ausbildung sieht es für das männliche Geschlecht nicht günstig aus. Das Risiko, arbeitslos zu werden, wächst bei geringer Qualifikation. In deutschen Haupt- und Sonderschulen sitzen doppelt so viele Jungen wie Mädchen. 60 Prozent der GymnasiastInnen sind weiblich, unter den StudienanfängerInnen überwiegen inzwischen ebenfalls die Frauen. Dass Mädchen die “moderneren” Kinder sind, wie es Jugendforscher formulieren, und umgekehrt die “kleinen Helden in Not” geraten, ist fast 15 Jahre nach dem gleichnamigen Buch von Dieter Schnack und Rainer Neutzling im publizistischen und politischen Mainstream angekommen. Illustrierte widmen dem Thema alarmierte Titelgeschichten. Die CDU-Bundestagsfraktion stellte vor einem Jahr eine Anfrage zur “Verbesserung der Zukunftsperspektive für Jungen” und monierte, die Bundesregierung habe hierfür “kein Gesamtkonzept”. Auch der Deutsche Industrie- und Handelskammertag sorgt sich um die Leistungen männlicher Schüler: Die Vernachlässigung der Jungen habe - Zitat - “negative Konsequenzen für deren berufliche Perspektiven” und verursache “hohe gesellschaftliche Kosten”. Die Kultusminister, so fordern die Kammern, müssten sich mit dem Thema befassen. Jungen müssten mit gezielter Förderung aus dem Abseits geholt werden. Sonst drohe, so wörtlich, ein “männliches Proletariat”.

“Männer, jung, Hauptschule” - das war auch die Kurzzusammenfassung der Wahlforscher nach den Erfolgen der NPD in Sachsen. Und Mike Davis, ein US-amerikanischer Stadtsoziologe, hat nach der Wiederwahl von Präsident Bush die “American liberals”, also die Intellektuellen rund

um die Demokratische Partei, aufgefordert, „über die historischen Umstände nachzudenken, die aus den Helden der Arbeiterklasse von gestern die Barbaren vor den Stadttoren von heute gemacht haben“. Er hat das am Beispiel von West Virginia erläutert, eines alten Stahl- und Minenreviers mit hoher Arbeitslosigkeit und langer „demokratischer“ Tradition - wo Kerry im letzten Herbst mit 13 Prozent Abstand verloren hat.

Schon deswegen könnte nach dem Thema „Jungen“ bald auch das Thema „sozial deklassierte Männer“ aus dem Schatten der Randständigkeit treten und breitere Kreise erreichen. Zumindest für die gering Qualifizierten gilt: Beide Geschlechter sind nun mit jenen prekären Erwerbsverläufen konfrontiert, die für Frauen schon immer „normal“ waren. Die Hartz-Gesetze nivellieren das Geschlechterverhältnis auf prekärem Niveau: Auch Männer werden in die Selbstständigkeit abgedrängt, müssen sich mit Niedriglöhnen, Mini-Jobs oder befristeter Beschäftigung auseinandersetzen. Zur gleichen Zeit triumphiert an der Spitze der Hierarchie eine modernisierte Form der männlich-hegemonialen Organisationskultur - und diesem Arbeitshabitus, der auf private Belange wenig Rücksicht nimmt, verpflichten sich auch Teile der gut ausgebildeten - und häufig kinderlosen - Frauen.

Welche Spielräume gibt es vor diesem Hintergrund für den Wandel traditioneller Männerbilder und -rollen? Und welche Konsequenzen hat das für die Beschäftigungspolitik, also für Ihre konkreten Arbeitsfelder? Männlichkeit ist in unserer Gesellschaft eng an Erwerbsarbeit gekoppelt. Gerade für junge und nicht besonders gut ausgebildete Männer wächst das Gefälle zwischen Anspruch und Realität: zwischen der immer noch mächtigen Erwartung, die Ernährerrolle auszufüllen, und ihren tatsächlichen Chancen auf dem Arbeitsmarkt. Darauf sind sie wenig

vorbereitet.

Folgt man den Ergebnissen von Jugendstudien, halten die Zwanzig- bis Dreißigjährigen die Geschlechterdifferenz nur noch für wenig relevant. Typisch männliche und typisch weibliche Lebensmuster haben sich in der Wahrnehmung der befragten Altersgruppe scheinbar aufgelöst. Das Lebensgefühl junger Frauen ist dabei von einem selbstverständlichen Anspruch auf gleiche Chancen geprägt. Erst mit der Realisierung des Kinderwunsches gerät dieses Selbstvertrauen ins Wanken. In einer späteren biografischen Phase als früher sind Frauen heute mit gravierenden Erfahrungen von Benachteiligung und Diskriminierung konfrontiert. Plötzlich müssen sie feststellen, dass Vollwerbstätigkeit und Familiengründung in Deutschland für sie nahezu unvereinbar sind. Betriebliche Hindernisse, noch mehr aber gesellschaftliche Normen und entsprechende politische Regularien legen Frauen dann für Jahre auf die Mutterrolle fest - und Männer umgekehrt auf die Rolle des "Haupternährers".

Schule wie auch beruflicher Qualifizierung und politischer Bildung kommt die Aufgabe zu, vor der entscheidenden Situation der Familiengründung einem "Realitätsschock" vorzubeugen. Jungen Frauen sollte zum Beispiel frühzeitig deutlich gemacht werden, welche persönlichen Risiken sie eingehen, wenn sie einen schlecht bezahlten "typischen" Frauenberuf wählen. Sie brauchen Ermunterung, ihre künftige Erwerbsarbeit ernst zu nehmen. Umgekehrt sind junge Männer wenig darauf vorbereitet, dass ihnen zwar gesellschaftlich weiterhin die Rolle des "Breadwinners" zugewiesen sind, sie an dieser Aufgabe aber in einer rapide umstrukturierten Erwerbswelt immer häufiger scheitern.

Ganz selbstverständlich gehen die meisten von ihnen davon aus, auch künftig den Löwenanteil eines künftigen Familieneinkommens nach

Hause zu bringen. Die Vaterrolle mit starkem Familienengagement auszufüllen, erscheint ihnen weit weniger attraktiv als die Verheißungen eines monetär erfolgreichen Erwerbslebens. Es liegt oft jenseits ihrer Vorstellungskraft, dass sie als Verlierer des gesellschaftlichen Wandels demnächst vielleicht weniger verdienen könnten als ihre gleich gut oder besser qualifizierte Partnerinnen. Noch seltener antizipieren sie die möglichen Konsequenzen: Eine "Ernährerin" im Rücken, sollen sie sich plötzlich um Haushalt und Kinder kümmern oder dabei einen Beitrag leisten, der über gelegentliches Assistieren hinausgeht.

Die "Berufsvorbereitung" in den Schulen müsste junge Männer so besehen nicht nur auf eine künftige unregelmäßige Erwerbsbiografie, sondern auch auf die "Arbeit des Alltags" im Haushalt und bei der Kinderversorgung vorbereiten. Das vermittelte männliche Leitbild kann sich nicht mehr einseitig am "Berufsmann" orientieren. Doch es braucht Mut und Selbstbewusstsein, sich dem betrieblichen und gesellschaftlichen Druck zu entziehen und den Spott über andere männliche Lebensorientierungen als das zu betrachten, was er auch ist: Ausdruck einer tief sitzenden Irritation. Über die "Krise der Kerle" eben. Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit.

Erwähnte Literatur

CDU-Bundestagsfraktion (2004): Verbesserung der Zukunftsperspektive für Jungen. Drucksache 15/3516

Clement, Wolfgang: Wir können die Arbeitslosenquote in einem Jahrzehnt halbieren. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 31.10.2003

Connell, Robert (2000): Der gemachte Mann, Opladen

Davis, Mike: Stahl statt Aspirin. Konservative Werte gegen den Lebensstil von "Sex and the city". In: Die Zeit vom 10.11.2004

The Economist: The trouble with men, vom 28.10.96

Franks, Suzanne (1999): Frauen, Männer und die Zukunft der Arbeit, Stuttgart

Geo: Starke Typen, aber keine Bräute. Heft 5/2004, S. 103

Gesterkamp, Thomas (2004): Die Krise der Kerle - Männlicher Lebensstil und der Wandel der Arbeitsgesellschaft, Münster

Gesterkamp, Thomas (2002): Gutesleben.de - Die neue Balance von Arbeit und Liebe, Stuttgart

Hartz, Peter u.a (2002): Moderne Dienstleistungen am Arbeitsmarkt - Bericht der Kommission, Berlin

Holter, Oystein (2003): Can men do it? Men and gender equality - the nordic experience, Kopenhagen

Roth, Eva: Wirtschaft will Jungs aus dem Abseits holen. In: Frankfurter Rundschau vom 10.8.2004

Schnack, Dieter / Gesterkamp, Thomas (1998): Hauptsache Arbeit? Männer zwischen Beruf und Familie, Reinbek

Schnack, Dieter / Neutzling, Rainer (1990, Neuauflage 2000): Kleine Helden in Not - Jungen auf der Suche nach Männlichkeit, Reinbek

Der Spiegel: Angeknackste Helden. Heft 21/2004, S. 82